

# Jeder seines (Liebes-)glückes Schmied?

Rüdiger Schäfer

Außerordentliche Freude bekundet die Redaktion der PdS gleich zu Anfang im Editorial der Ausgabe 1/2012 über den Abdruck des Manuskripts der Rede, die der Philosoph Wilhelm Schmid auf dem Regionaltag der DGfS Bayern-Süd gehalten hat (S. 9–13). Zunehmend kopfschüttelnd habe ich mich beim Lesen gefragt, was denn wohl inhaltlich Anlaß für diese Freude gewesen sein mag, abgesehen von der Tatsache vielleicht, dass in dieser Ausgabe der Text eines derzeit Vielgelesenen gebracht werden konnte. Wollte man sich mit einem bekannten Namen schmücken? „Jenseits unserer häufigen Verstrickungsthematik Sinn stiften, Mut machen und viele Anregungen für die Paartherapie geben“ als „praktische Philosophie“, heißt denn auch die weitere Charakterisierung von Schmid's Ausführungen. Gefunden habe ich das im Text nicht.

Dass Schmid seinen Vortrag mit einer etwas platten Eigenwerbung für eines seiner Bücher beginnt, mag ja angehen, käme nicht gleich die erste Platitüde in Merksatzform hinterher: „Wer gut mit sich zurechtkommt, kommt auch gut mit anderen zurecht“. Wer hätte das gedacht? Leider geht das im gesamten Text so weiter, ein ständiges Oszillieren zwischen Ratgeber-Rezepten, teilweise banalen Klügeleien und leger eingestreuten Literaturverweisen; in Fußnoten werden nur seine eigenen Bücher erwähnt, die sehr folgerichtig als einzige in der anhängenden Literaturliste aufgeführt sind. Das Ganze ist eingebettet in eine das Drollige mehr als nur streifende Farbenlehre, die aber, so scheint es, Caroline Daphne Georgiadis zu einem weiteren wunderbaren PdS-Cover inspiriert hat.

Schmid outet sich als früherer „Erzromantiker“, an dessen Erwartungen Beziehungen immer wieder scheiterten, ohne dass ihm klar war, wieso das so kam. Wie begegnet er dem? Er studiert Philosophie und etliche andere Fächer, sammelt 30 Jahre lang theoretische und praktische Erfahrung und findet heraus, verkürzt hier wiedergegeben, dass „Liebe ist, was als Liebe gedeutet wird“. Es geht um Sinnfindung, Klärung von Bedeutungen, um Erkenntnisse. Dass Liebe ein Thema sein könnte, bei dem eher Einsichten gefragt sind, die nicht Ergebnisse von Denkprozessen sind, kommt ihm erstmal nicht in den Sinn. Von den Dingen, mit denen Systemaufsteller alltäglich zu tun haben, von Bindungs- und Übernahmedynamiken, transgenerationalen Wirkungen, Verstrickungen auf anderen Ebenen etwa, hört der Leser kein Wort. Vom gerade in Paarbeziehungen so wichtigen Ausgleich zwischen geben und nehmen, erfährt man später ganz am Rand und einzig auf das Thema „Recht haben“ bezogen. Irgendwie sollen es die Liebenden selbst schaffen,

ihre Vorstellungen von der Liebe zu ändern, wenn diese Probleme macht. „Die Liebe neu erfinden“ hin zu einer „atmenden Liebe“, nennt sich das dann, drunter tut er es nicht: „Die Liebe neu zu erfinden heißt, sie atmen zu lassen“. „Aahja“, wäre Loriots Antwort auf solch einen Satz in einem seiner Sketche gewesen, ebenso auf den Rat hin, die Liebenden möchten sich doch auch mal mit „dem eigenen Selbst“ (was immer das sein mag) befassen, statt stets nur miteinander. Als Ziel gibt Schmid die „pragmatische-romantische Liebe“ aus, als „Rettung der Romantik auf realistischer Grundlage“. Ganz schön Arbeit für die Liebenden, „gefühlvolle Romantik“ pflegen, „nüchterne Pragmatik“ entwickeln, all das als Neuerung, mon dieu!

Statt die Frage zu stellen, „warum und wozu noch Liebe, wenn sie doch so große Mühe macht?“, deren Beantwortung nur zu weiterer Sinn- und Bedeutungssuche führt, könnte man auch einfach mal mit dem Fragen aufhören. Versuchen, Liebe zu leben, statt sie ständig ergründen und verstehen zu wollen. Schmid teilt die Liebe ein, durchaus nicht neu: körperlich (Sinnlichkeit), seelisch (Gefühle), geistig (Gedanken). Auf letzterer Ebene wird wieder gedacht und gedeutet, damit sich „moderne“ Paare nicht in Ratlosigkeit, Enttäuschung und Verzweiflung verlieren. Für die körperliche Ebene erfährt der geneigte Hörer/Leser, dass die Sexualität ein Teil der Erotik ist, vieles an Mann und Frau Kultur, manches wohl auch Natur. Der Philosoph plädiert bei allen Unterschieden doch für nicht zu knappen sexuellen Vollzug, denn, nächster Merksatz, „guter Sex macht schöne Menschen“. Unterschiede zwischen den Geschlechtern rechnet er vor allem der „Evolutionsgeschichte“ zu, was für Schmid folglich auch unterschiedliches Gebaren beim sexuellen Vollzug erklärt: während der Mann zügig dem Höhepunkt zustrebt, will die Frau noch reden, danach immer noch. Dass Wilhelm Schmid Sexualpartnerinnen kennt, deren Redebedürfnis auch von keiner postkoitalen Mattigkeit zu bremsen war oder ist, mag ja ein hartes persönliches Schicksal sein, verallgemeinerbar ist das sicher nicht. Höhepunkt des Abschnitts über Sexualität und Sinnlichkeit ist für mich das Satz-Juwel: „Besser lebbar wird die körperliche Liebe mit der Atmung zwischen Ekstase und Askese“. Na denn. Inwiefern solch ein Text systemaufstellerisch arbeitenden Paartherapeuten „Mut machen und Anregungen geben“ kann für ihre Tätigkeit, bleibt mir unergründlich.

Schmid wäre kein Philosoph, hätte er nicht noch eine vierte Ebene der Liebe ausgemacht, auf der die Zeit transzendiert wird hin zu einer göttlichen Erfahrung einer grenzenlosen,

ätherischen Leichtigkeit, einer Unsterblichkeitserfahrung. Dass es dieses „Mysterium“ der Liebe geben kann, mag ich gar nicht betreiten. Es lässt sich tatsächlich, wie er schreibt, nicht von den Liebenden „machen“, nicht mal suchen, sondern nur finden. Es stellt sich ein, in seltenen, glücklichen Momenten. Dass aber frisch Verliebte im Partner erstmal eher die eigene Mutter suchen, statt des „Mysteriums“, hätte Schmid vielleicht in einem Aufstellungsseminar erfahren können, weniger im „philosophischen“ Sinn suchen und Deuten. Vielleicht hätte er dann auch gehört von systemischer Treue, vom Nicht-Erwachsen-werden wollen/können aus unbewusster Angst, schuldig zu werden am eigenen Herkunftssystem. Oder von der Inkompatibilität zweier Familiensysteme, bei der der sich die Liebenden noch so abrackern und neu erfinden können und es doch nicht klappt, jedenfalls nicht, solange diese kognitive Ebene nicht verlassen wird. Anerkennen, was ist, heißt nicht so gleich auch rational verstehen, was ist.

Es beschleicht einen der Verdacht, dass Liebe ohne Philosophie-Studium nicht zu bewältigen ist, auch wenn Schmid „das Leben im Alltag“ als größte Schwierigkeit ausmacht. Dass „Liebe“ Kinder hervorbringen kann, lesen wir wie beiläufig an einer einzigen Stelle, wo die Nachkommen aber eher als ein Punkt erscheinen, der auf der täglichen to-do-Liste abzuhaken ist, oder als Hindernis bzw. als Mittel zum Zweck der „Lebbarmachung“ von Liebe vorkommen, weil sie mithelfen, im Alltag der Liebenden Gewohnheiten einzuüben und zu installieren. Überhaupt scheint der „Alltag“ ein taugliches Mittel zur Erholung der Liebenden voneinander zu sein, wie auch zum Durchstehen „zeitweiliger Entzweiung“, wenn die Liebe mal eine Pause braucht. Bar jeglichen Hintersinns steht da wörtlich der Satz: „Der Alltag ermöglicht die Atmung zwischen ihrer An- und Abwesenheit“. Wenn da mal nur nicht einer mit rotem Kopf die Luft zu lange anhält ...

Drei, vier Fragen stellen sich für Schmid den Alltag betreffend: die Geldfrage, die Sockenfrage (wobei die „Socken“ auch Schuhe, Seifenstücke, Zahnpastaresten u. ä. sein können), die Sexfrage, schließlich die Machtfrage. Zuvor wird kurz ventiliert, ob denn die Beantwortung dieser „banalen Fragen“ Aufgabe eines Philosophen sein kann. Ja doch, denn, neuer Merksatz, „das Wesentliche steckt oft im Banalen“. Über Geld, ganz klar, kann nicht täglich neu verhandelt werden, hier hält der Philosoph gemeinsame Festlegungen für die nächsten drei Monate für hilfreich. Die Sockenfrage kann aus olfaktorischen Gründen ein Hindernis in der Liebe sein, im sonstigen Alltag der Menschen übrigens auch, vor allem wenn die alten Socken sich nicht in Wohnungen türmen, sondern noch öffentlich getragen werden. Der Sexfrage kommt laut Schmid eine ganz besondere Bedeutung zu, da „auf verschwiegene Weise“ (?) eng mit der Geld- und Sockenfrage verknüpft. Also: Streng riechende Socken sind als Stimulanz für den Sexualpartner eher kontraindiziert, möchte man diesen abends (wieso eigentlich immer nur abends?) zum sexuellen Beisammensein bewegen. Gut, dass das mal gesagt wurde!

An mehreren Stellen lesen wir, locker eingestreut, von Platon und Oscar Wilde, Luther, Hippokrates und Kant. Der große Immanuel Kant, der als eingefleischter Junggeselle seinen philosophischen Kollegen riet, Familien zu gründen, um durch ein äußerlich geregeltes Leben in der Lage zu sein, in der „Konzentration“ zu bleiben. Die Ehe selbst hat Kant beschrieben als Verbindung zweier Menschen zum gegenseitigen Gebrauche der Geschlechtswerkzeuge. Bei Luther war, wie man inzwischen weiß, die Sockenfrage eine ganz entscheidende. Katharina von Bora hatte zeitgenössischen Quellen zufolge viel damit zu tun, dem bis dahin Unbeweibten regelmäßige Körperpflege und Wäschewechsel zu verordnen, anscheinend förderlich für das „in der Woche zwier ...“. Was die Häufigkeit sexueller Kontakte angeht, schlägt Schmid vor, dass sich die Liebenden auf „irgendwas“ einigen sollten. Nicht etwa, dass zwischen ihnen ein angenehmes Miteinander entstünde, bei dem jeder das für ihn Passende finden kann, weit gefehlt, als Philosoph geht es ihm nicht um Lust, Testosteron, Bedürfnisse, Zweisamkeit o. ä., sondern erstmal um die Beantwortung der drängenden Kantschen Frage „Was darf ich hoffen?“. Zum Glück versagt sich Schmid Handlungsanweisungen für die gute Anzahl des sexuellen Miteinanders, auch wenn das Zitat Luther ohne echte Belegstelle nur zugeschrieben wird („vier“ reimt sich übrigens ebenso gut wie „zwier“).

Bleibt die Machtfrage: „Zur Idee der atmenden Liebe gehört ... die Wechselseitigkeit der Machtausübung, die die Macht zwischen beiden hin- und hergehen lässt.“ Die Teilnahme an einem einzigen Aufstellungsseminar hätte Schmid sicherlich vor der Formulierung dieses Satzes bewahren können. Der Ausgleich von geben und nehmen beschränkt sich bei weitem nicht auf „Machtfragen“ und unterliegt keinem verabredeten täglichen Wechsel, wie Schmid das vorschlägt. Genauso wenig ist dieser Ausgleich auf so naive Art zwischen den Partnern formal zu vereinbaren. Und wenn alles, bei noch so gutem Willen, bei noch so großer Anstrengung, doch nicht klappt? Der Zurückgelassene muss dann die „Phasen des Entliebens“ durchlaufen, um nach erneuter Selbstfindung das „tragende Kontinuum der Energie“ wieder zu spüren. Welche? Die Energie, die „als unendliche Liebe erfahrbar ist, unzerstörbar mächtig, lustvoll und schmerzlich wie das Leben selbst,.. Schließlich strömt diese Energie zum „Gesamtpotential“ (?) zurück: „Auch so atmet die Liebe.“ So schreibt einer, der anscheinend ein „Erzromantiker“ geblieben ist, der zur Rettung seiner Vorstellungen von Liebe den Erkenntnisrahmen erweitert durch vermeintlich neue Sinnstiftung, Bedeutungserkundungen und die Hinzunahme des „Alltags“. Jegliches Unbewusste, das, wie überall, auch heftig in Paarbeziehungen einwirkt, existiert schlichtweg nicht in Schmid's Ausführungen, auch den Begriff „Hingabe“, findet man an keiner Stelle. Wenn man nur lange genug nachdenkt und so wichtige Fragen wie die der Socken etc. regelt, wird sich schon alles fügen.

Das, so scheint es, legt uns Schmid am Ende seines Artikels nahe, wo der gewiefte Selbstvermarkter und eitle Selbststizierer uns wissen lässt, dass die vorliegenden Ausführungen

und noch Vieles mehr in seinem Buch nachzulesen sind, das den gleichen Titel wie sein PdS-Artikel trägt. Dort sei auch ausgeführt, dass die Kunst des Liebens Teil einer weiter gefassten „Lebenskunst“ ist und sein eigentliches philosophisches Anliegen eine „ontologische Interpretation“ der Liebe. Gelernt in vielen Jahren der Arbeit über die Liebe habe Schmid vor allem, dass sie auf ein gegenseitiges „großes Wohlwollen“ angewiesen sei, sonst ginge gar nichts mehr. Okay, man kann nicht alles erwarten, ein bißchen leiden können sollten sich die Liebenden dann doch, sie müssen sich ja nicht gleich mögen.

Wie die modisch verschwiemelte Sprache dieses Causeurs Eingang in den quasi Leitartikel der aktuellen PdS finden konnte, in deren Redaktion Menschen vertreten sind, die selbst Bücher über Paarbeziehungen geschrieben haben, bleibt mir nach wie vor rätselhaft. Oder es hat Gründe, die mit Inhalt und Sprache des Artikels nichts zu tun haben!?

Ganz am Ende bescheidet Schmid uns dann doch mit der Aussicht auf eine „neue Leichtigkeit des Liebens“, nämlich wenn alle „modernen“ Schwierigkeiten der Liebe durchstanden sind, weil man zu seiner Entscheidung in der Partnerwahl steht und eigene Freiheitsansprüche zurückgeschraubt hat. Hatten in früheren Zeiten „objektive Kräfte“ wie Religion, Tradition und Konvention für „Bindung“ gesorgt, sollen das die Liebenden heute selbst bewerkstelligen. Bei genügend „Wohlwollen“, versteht sich. Schmid verwechselt da Liebe mit Partnerwahl, systemische Bindung mit der bewußten Entscheidung für einen Partner ohne diese Wahl „möglichst nicht ständig“ anders zu treffen. Garniert ist die Reflexion mit dem Merksatz: „Menschen können sehr viel lernen, insbesondere dann, wenn die Schmerzen größer werden“. Das tut weh, in der Tat!

Erstaunliches aber noch im letzten Satz. Hier erfahren wir, dass es am Ende gar nicht die Philosophen und das Philosophieren sind, die das Lieben neu erfinden, sie können nur Anregungen geben. Nein, die Liebenden selbst müssen sich lieben, es ist ganz allein ihre Angelegenheit. Nun aber doch wieder nicht bloß so, dass es ihnen vielleicht auf die eine oder andere Weise gut miteinander ginge, sie müssen schon wieder arbeiten, indem sie die „Möglichkeiten dieser sonderbaren Existenzweise erkunden“, damit die „Geschichte der Liebe“ neue Impulse kriegen kann. Zu früh gefreut! Sich einfach nur lieben, vor allem die Liebe als etwas nehmen, das einem „passiert“ ohne allzugroße Möglichkeit der Einflussnahme, etwa indem man sie, Mysterium hin oder her, zunächst einmal hinnimmt und annimmt mit allen Implikationen, geht halt nicht für Schmid. Irgendwie sollte ihr doch kognitiv beizukommen sein, dieser sonderbaren Existenzweise, sie muss doch zumindest rational in den Griff zu kriegen sein ...

Beim Lesen des Artikels habe ich des öfteren an meinen Großvater gedacht, der auf seine bescheidene Art ein weiser Mann war. Manchmal, wenn es ihm besonders gut schmeckte, sagte er bei Tisch verschmitzt in die Runde grinsend: „Von essen und trinken kann ich mich ernähren“  
Honi soit qui mal y pense !



**Rüdiger Schäfer**, \*1952, freischaffender Künstler, Autor, Systemaufsteller, psychotherap. Heilpraktiker